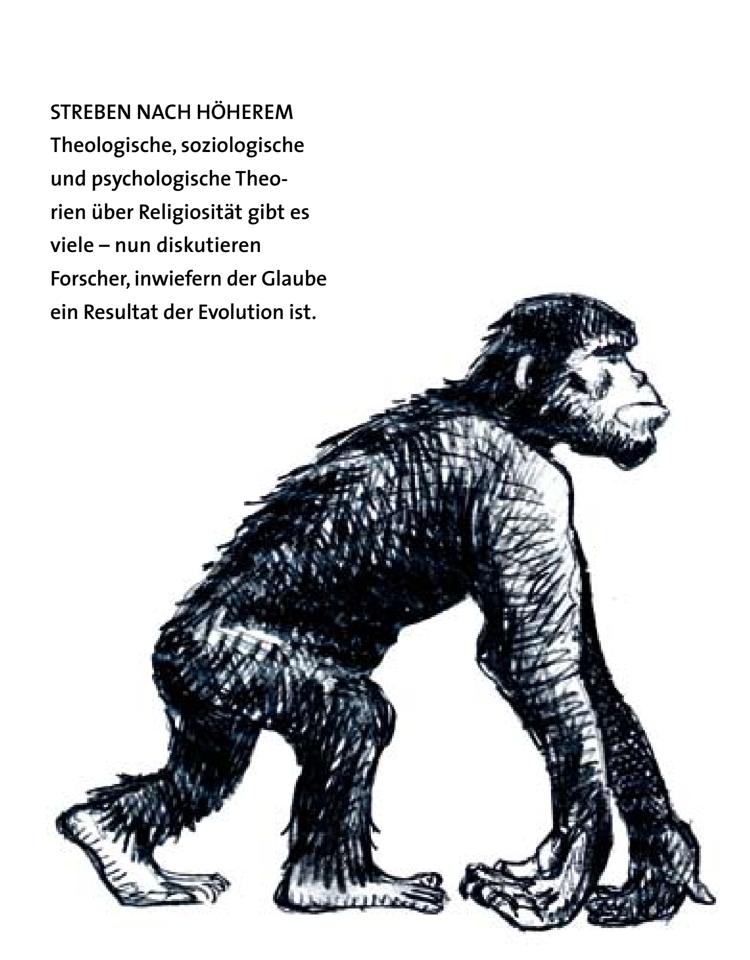
MEHR ZUM THEMA
> **Sinn und Unsinn der Religion**
Der Biologe Franz Wuketits diskutiert mit dem Theologen Richard Schröder (S. 42)

Homo

Die andauernde Debatte über Wissenschaft und Religion nimmt eine neue Wende: Forscher suchen nach den biologischen Wurzeln des Glaubens. Für den Religionswissenschaftler **Michael Blume** von der Universität Heidelberg spricht vieles dafür, Spiritualität und Frömmigkeit als »segensreiche« Produkte der Evolution zu begreifen.

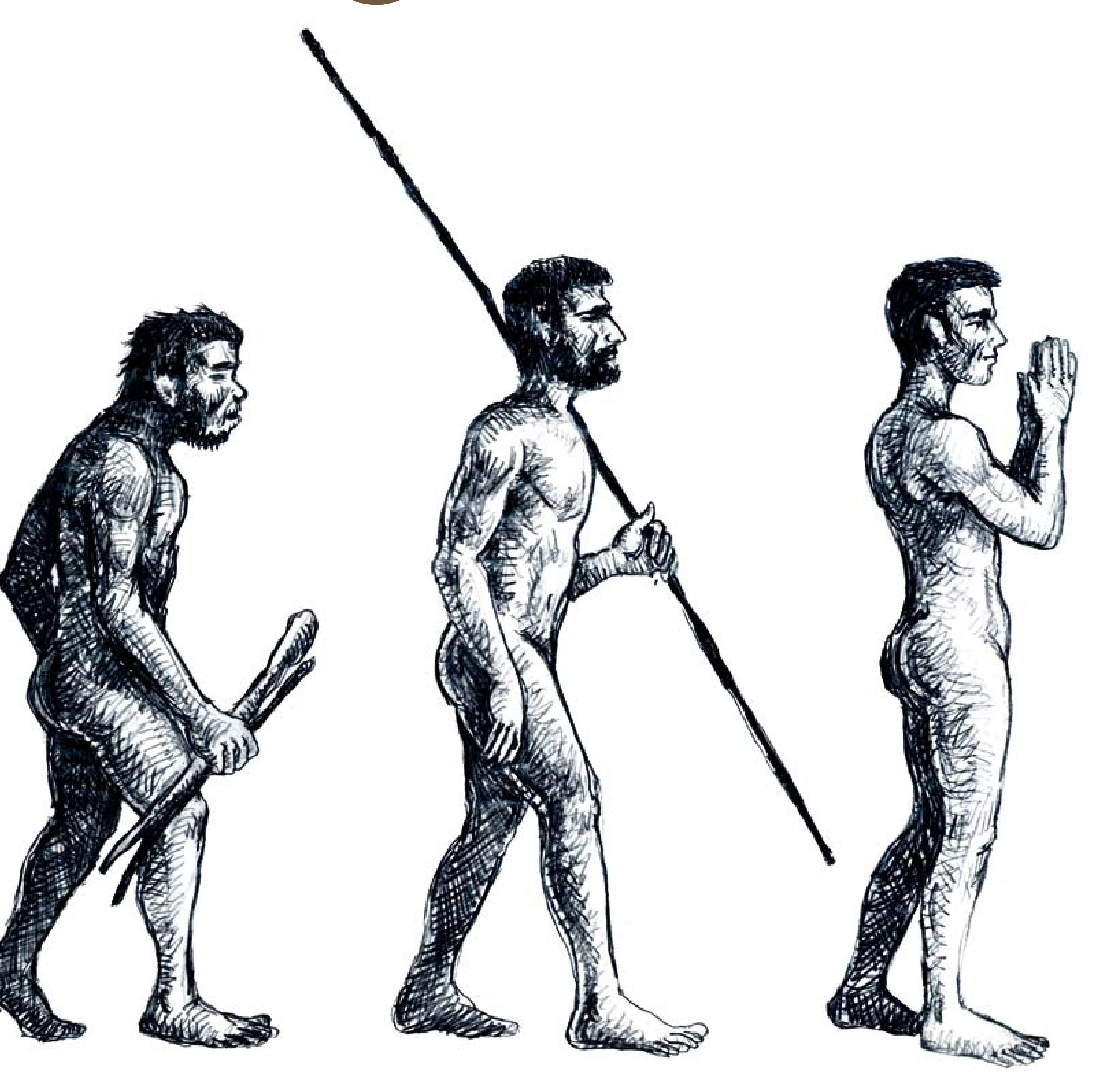




STREBEN NACH HÖHEREM
Theologische, soziologische und psychologische Theorien über Religiosität gibt es viele – nun diskutieren Forscher, inwiefern der Glaube ein Resultat der Evolution ist.

GEHIRN&GEIST / ANDREAS RZADKOWSKY

religiosus



AUF EINEN BLICK

Religion – biologisch erfolgreich

1 Mit der Ausbildung des präfrontalen Kortex erwarb der Mensch die Fähigkeit zur Selbstreflexion. Eine Folge: Er fragt nach dem Sinn seines Lebens.

2 Bereits Kinder glauben intuitiv an ein Fortbestehen der Seele nach dem Tod und an eine übernatürliche Instanz.

3 Ein gemeinsamer Glaube, verbindliche Gebote und Rituale stärken den Zusammenhalt und das Vertrauen innerhalb einer Gruppe. Außerdem haben Gläubige im Durchschnitt mehr Nachwuchs.

In der mittleren Altsteinzeit, vor mindestens 120 000 Jahren, taten *Homo sapiens* und Neandertaler etwas, was bis dahin keiner anderen Spezies auf unserem Planeten in den Sinn gekommen war: Sie bestatteten ihre Toten in rituellem Rahmen. Zahl und Komplexität dieser ersten Grablegungen nahmen sehr schnell zu. Das lassen archäologische Funde vermuten. Heute sind Trauerfeiern in jeder Kultur selbstverständlich – ja selbst entschieden atheistische Bewegungen geleiten ihre Toten rituell ins Jenseits: Um Lenin, Mao oder Atatürk etwa wurde ein geradezu religiöser Kult inszeniert, indem ihre Anhänger sie in Bildern und Zitaten verewigten, vor Kritik abschirmten und ihnen sogar prachtvolle Mausoleen bauten. Die Vermutung liegt nahe: Stand die Sorge um die Toten am Beginn menschlicher Religiosität?

Evolutionsbiologische Fragen wie diese begegnen uns nur selten in der hitzigen Debatte über Sinn und Unsinn von Religion, die derzeit in Medien, Politik und Wissenschaft geführt wird. Einerseits attackiert da eine neue Generation religiös motivierter Kreationisten unter dem Schlagwort des »Intelligent Design« Charles Darwins nach wie vor aktuelle Evolutionstheorie. Andererseits diffamieren »neue Atheisten« wie der britische Zoologe Richard Dawkins jede Form religiösen Glaubens als »Gotteswahn«. Fernab dieses medienwirksam inszenierten Schlagabtauschs versuchen einige Wissenschaftler, die biologischen Wurzeln religiösen Verhaltens zu ergründen. Einer von ihnen ist Jesse Bering. Der Psychologe von der nordirischen Belfast University erforscht seit 2003 mit einer Reihe origineller Experimente, wie der Glaube an »übernatürliche Beobachter« – etwa Geister oder Götter – entsteht und das Verhalten des Einzelnen beeinflusst.

2005 lud Bering mehrere Vorschul- und Schulkinder in sein Labor ein. Sie besuchten ihn der Reihe nach in Begleitung je eines Elternteils. Nachdem sich der Versuchsleiter vorgestellt hatte, verließen er und die Mutter oder der Vater des Kindes den videoüberwachten Raum noch einmal für kurze Zeit. Zuvor baten sie es jedoch, nicht in eine verschlossene Box zu sehen, die mitten im Zimmer stand. Jene Kinder, denen außerdem erzählt worden war, eine freundliche »unsichtbare Prinzessin Alice« befände sich im Raum, riskierten wesentlich seltener einen Blick in die ominöse Kiste als die anderen, die sich unbeobachtet wähnten. Der Glaube an den unsichtbaren Akteur begünstigte also regelkonformes Verhalten.

Doch nicht nur Kinder gehorchten besser, wenn überirdische Wesen im Spiel waren: Im selben Jahr zeigte Bering, dass Studenten bei Computeraufgaben seltener mogelten, wenn ihnen zuvor eher scherzhaft erzählt worden war, andere Probanden hätten einen »Geist« im Prüfungsraum gespürt.

Forscher spielen Puppentheater

Daraufhin wollte der Psychologe wissen, ob solche Vorstellungen Menschen nur kulturell anerzogen werden, oder ob sie auch eine evolutions- und neurobiologische Basis haben. Um das herauszufinden, entwickelten Bering und seine Mitarbeiter ein weiteres Experiment: Die Forscher gaben in spanischen Grundschulen Vorstellungen mit einem Puppentheater. Die eine Hälfte der von ihnen besuchten Einrichtungen war katholisch, die andere staatlich und keiner bestimmten Glaubensrichtung verpflichtet. Die Hauptrollen in ihrem Stück spielten eine kleine Stoffmaus und ein Krokodil, welches das süße Nagetier verschlang. Nach der Aufführung wurden die Grundschüler altersgerecht befragt. Fast alle Achtjährigen sagten, dass mit dem Tod der Maus auch ihre körperlichen Funk-

»Seid fruchtbar und mehret euch!«

Je aktiver Menschen ihre Religion ausüben, desto mehr Kinder haben sie

Häufigkeit der Gottesdienstbesuche	nie	nur an Feiertagen	1-mal im Monat	1-mal pro Woche	öfter als 1-mal pro Woche
weltweit	1,67	1,78	2,01	2,23	2,5
in Deutschland	1,39	1,44	1,66	1,8	1,98

durchschnittliche Kinderzahl pro Haushalt

(World Value Survey 1981 – 2004. Daten von Dominik Enste, Institut der deutschen Wirtschaft Köln, 2007)

REICHER KINDERSEGEN

Der Vergleich von Daten aus 82 Nationen mit demografischen Erhebungen in Deutschland zeigt: Religiös aktive Erwachsene haben durchschnittlich mehr Kinder als ihre säkularen Nachbarn.

tionen erloschen seien – sie habe kein Gehirn mehr und würde auch nicht weiter altern.

Allerdings glaubten die meisten von ihnen, die Seele der Maus sei weiterhin präsent. Vermutlich fühle sie sich einsam oder habe Heimweh. Solche intuitiven Vorstellungen teilten alle Kinder, bis hin zum zwölften Lebensjahr. Die katholisch erzogenen verabschiedeten sich lediglich etwas später davon als ihre Altersgenossen aus säkularen Schulen; der Unterschied war gering. Ist die Annahme übernatürlicher Existenzweisen also womöglich angeboren und weit gehend unabhängig von unserer Sozialisation?

Diese Vermutung äußerten Thomas Bouchard und Laura Koenigs von der University of Minnesota in Minneapolis bereits 1999, als sie Zwillingspaare hinsichtlich ihrer Intelligenz, Musikalität und Religiosität verglichen. Dabei wird überprüft, ob sich auch zwischen getrennt aufwachsenden, eineiigen Zwillingen Merkmale überdurchschnittlich ähnlich ausprägen, also neben der Erziehung genetische Faktoren ebenfalls eine Rolle spielen. Das Resultat: Wie kognitive und musikalische Fähigkeiten besitzt auch Religiosität eine erhebliche genetische Komponente im Bereich von 40 bis 60 Prozent. Zwar beeinflussen vor allem Erziehung und Umwelt die kulturelle Ausprägung dieser Anlagen, etwa welches Musikinstrument ein Kind wählt, welche Sprachen es spricht – oder eben welcher Glaubensrichtung es folgt. Grundsätzlich verfügt aber jeder Mensch in unterschiedlichem Maß über musikalische, sprachliche und auch religiöse Veranlagungen.

Nur warum? Aus kritischer Perspektive erscheint Religiosität zunächst einmal schlicht als evolutionäre Fehlanpassung, bedenkt man die damit verbundenen Kosten in puncto Lebenszeit und Energieaufwand. Welche Vorteile sollte solches Verhalten also haben?

Der Anthropologe Richard Sosis von der University of Connecticut in Storrs, USA, verglich 2003 das Verhalten von Mitgliedern säkularer und religiöser Kibbuzim in Israel (siehe auch G&G 1-2/2005, S. 44). In einem Spiel wurden der Grad des gegenseitigen Vertrauens und der Zusammenarbeit untereinander gemessen. Die Regeln: Zwei Personen, A und B, bekommen zusammen 100 Schekel (rund 18 Euro) angeboten. Jeder kann nehmen, so viel er will, und das Geld behalten. Die beiden Spielpartner wissen nichts von der Wahl des anderen und können sich auch nicht absprechen. Übersteigt der von beiden zusammen beanspruchte Betrag die 100 Schekel, erhält am Ende jedoch keiner etwas. Bleibt hingegen noch Geld übrig, wird diese Summe um 50 Prozent erhöht und zusätzlich zu gleichen Teilen unter den Spielern verteilt.

Angenommen A und B nehmen jeweils 40 Schekel, bleiben 20 übrig, so dass jeder zum Schluss 55 Schekel bekommt. Will A 60 und B 50 Schekel, gehen beide leer aus. Verzichten beide, erhält jeder das gemeinsame Maximum von 75 Schekeln – ein reziproker Altruismus par excellence. Wenn allerdings nur einer verzichtet, der andere aber alles fordert, erspielt er das individuelle Optimum von 100 Schekeln.

Sosis und seine Kollegen stellten fest, dass die strenggläubigen Juden deutlich vertrauensvoller zusammenarbeiteten und dabei höhere Risiken eingingen (etwa öfter null Schekel wählten) als die Mitglieder der nicht religiösen Kibbuzim. Dabei zeigten sich gläubige Männer erfolgreicher als gläubige Frauen. Den Grund dafür vermuteten die Forscher in den Signalen, die die Männer einander im Alltag senden: Sie beten täglich bis zu zwei Stunden öffentlich in der



MIT FRDL. GEN. VON MICHAEL BLUME

RUHE IN FRIEDEN

Vor rund 70 000 Jahren bestatteten Neandertaler ihre Toten in Hock- oder Schlafstellung. Hier eine Rekonstruktion aus dem National Museum of Natural History in Washington D. C.

Darwins philosophischer Imperativ

Über die historischen Wurzeln der Trennung von Glauben und Wissen

VON ULRICH KUTSCHERA



BIBELFESTER FORSCHER
Charles Darwin (1809–1882) war ausgebildeter Theologe und lehnte es ab, Glaubensinhalte und naturwissenschaftliche Fakten miteinander zu vermischen.

Im 19. Jahrhundert kannte noch kaum ein Student die Qual der Fächerwahl: Man studierte entweder an der Juristischen, der Theologisch-Philosophischen oder der Medizinischen Fakultät seiner Universität und wurde nach erfolgreichem Abschluss dann Anwalt, Pfarrer oder Arzt. Um die Familientradition fortzuführen, ging der Arztsohn Charles Darwin (1809–1882) auf Anordnung des Vaters 1825 zum Medizinstudium nach Edinburgh. Als er im vierten Semester einer Operation beiwohnen musste, die – wie damals üblich – ohne Narkose durchgeführt wurde, lief der sensible junge Mann entsetzt davon. Den Schock noch in den Knochen, brach er sein Medizinstudium ab, um in Cambridge Theologie zu studieren. Dort lehrte der Botanikprofessor Johns Stevens Henslow (1796–1861), von dem Darwin nachhaltig beeindruckt war. Henslow war Naturforscher und Theologe, außerdem bekleidete er ein hohes Amt als Geistlicher in der anglikanischen Kirche.

Dieses Ideal vom viktorianischen »Theo-Naturkundler« trieb den jungen Darwin an: Sein Theologiestudium absolvierte er zwar mit wenig Begeisterung, besuchte aber nebenbei sämtliche in Cambridge angebotenen Lehrveranstaltungen zur Botanik, Zoologie und Geologie. Als der 22-Jährige 1831 nach dem Examen auf Empfehlung Henslows eine fünf Jahre dauernde Weltreise als Naturforscher antrat, war er noch ein bibelgläubiger »Theo-Biologe« – er legte seine religiösen Überzeugungen allerdings in späteren Jahren ab. Eine Trennung christlicher Glaubensinhalte von naturwissenschaftlichen Fakten existierte damals bestenfalls in Ansätzen.

Während seines Theologiestudiums wurde Darwin mit den Schriften des Naturtheologen William Paley (1743–1805) konfrontiert. Dessen Argumentation – der biblische Gott könne in den komplexen »Geschöpfen der Natur« erkannt werden – überzeugten ihn zunächst. Die lange Reise und die damit verbundene intensive Erforschung der Tier-, Pflanzen- und Gesteinswelt verschiedener Regionen der Erde bewirkten allerdings Darwins Ablösung von der damaligen christlichen Schöpfungslehre, die die Genesiserzählung der Bibel wörtlich nahm, wonach Gott die Welt in sechs Tagen erschuf.

In seinem Buch »Über die Entstehung der Arten« (1859) diskutiert Darwin an vielen Stellen eine übergeordnete philosophische Frage: Welche Erklärungskraft besitzt die von Paley und anderen Naturtheologen postulierte Vorstellung unabhängiger Schöpfungsakte des biblischen Gottes? Darwin stellte dieser geglaubten »unabhängigen Arten-Erschaffung« all jene in der Natur gesammelten Fakten gegenüber, welche für die von Jean-Baptiste de Lamarck (1744–1829) im Jahr 1809 vorgeschlagene Theorie sprachen, dass die Vielfalt der Arten auf Abstammungsreihen beruhe.

Fünf Jahrzehnte später begründete Darwin seine eigene »Evolutionstheorie« ausführlich und schlussfolgerte, dass biblische Schöpfungsakte alles und somit nichts erklären, während das von ihm aus Beobachtungen abgeleitete naturalistische Theoriensystem zahlreiche Phänomene plausibel machte. Infolgedessen forderte er die strikte Trennung von christlichen Glaubensinhalten und empirischen Fakten (und daraus abgeleiteten Theorien), was von mir in einem Kommentar im Fachmagazin »Nature« als »Darwins philosophischer Imperativ« bezeichnet wurde.

In seiner Doppelqualifikation als Theologe und Naturkundler war Charles Darwin eine jener genialen Forscherautoritäten, die im 19. Jahrhundert die Separation des Glaubens vom Wissen vollzogen. Unsere heutige naturalistische Denkweise geht wesentlich auf diesen Universalgelehrten zurück.

Ulrich Kutschera ist Professor für Evolutionsbiologie an der Universität Kassel.

LITERATURTIPPS

Kutschera, U.: Tatsache Evolution. Was Darwin nicht wissen konnte. dtv, München 2009.

Kutschera, U. et al.: Darwin 200: Great Expectations. Commentary. In: Nature 456, S. 317, 2007.


DPA / WALTRAUD GRUBITZSCH

»Die freiwillige Ehe- und Kinderlosigkeit wichtiger Glaubensvertreter stärkt unterm Strich den ***Erhalt der Gemeinschaft*«**

IM DIENST FÜR ANDERE
Nächstenliebe und sozialer Einsatz gehen bei religiös motivierten Menschen wie etwa Nonnen oft Hand in Hand.

Synagoge. Die Frömmigkeit der Frauen findet hingegen im Privaten statt und wird von den außerfamiliären Mitgliedern der Kibbuz-Gemeinschaft weniger stark wahrgenommen.

Die Ergebnisse des Experiments spiegeln sich auch im wahren Leben wider: Im Gegensatz zu den Siedlungen der Religiösen stehen die meisten säkularen Kibbuzim ökonomisch wesentlich schlechter da. Kostspielige Signale wie aufwändige Rituale, Opfer, Kleidungs-, Zeit- und Speisegebote dienen demnach nicht nur der gemeinsamen Glaubensbekundung und der Abwehr von Trittbrettfahrern, sondern fördern auch Vertrauen und Verbindlichkeit in der Gruppe.

Glaube fördert Hilfsbereitschaft

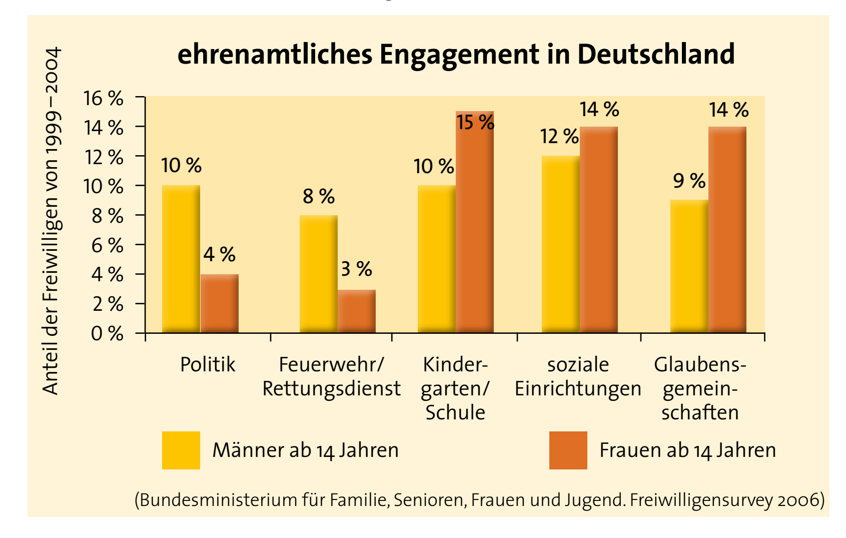
Die Verhaltensbiologin Montserrat Soler führte 2008 vergleichbare spieltheoretische Versuche mit Anhängern des brasilianischen Candomblé durch – einer polytheistischen Religion mit rund zwei Millionen Gläubigen, in der Trancetänze eine wichtige Rolle spielen. Hier zeigte sich ebenfalls: je fordernder die gemeinschaftlichen Rituale, desto höher die Bereitschaft, einander beizustehen.

Auch ein Versuch der Psychologen Ara Norenzayan und Azim Shariff von der Vancouver University bestätigt die tiefe Verankerung von intuitiven Verhaltensnormen, die sich an »höheren« Instanzen orientieren: Sie hatten 2007 getestet, wie bereitwillig Probanden nach dem Lösen eines Worträtsels mit anderen einen Gewinn von zehn Dollar teilten. Wurden auf alte Gottheiten zurückgehende Begriffe wie etwa *justice* (nach Justitia, der Hüterin des Rechts) oder explizit religiöse Worte wie *god* oder *prophet* unauffällig in die Rätsel gemischt, so stieg die Bereitschaft zu teilen deutlich an – am stärksten bei den religiösen Begriffen und fast unabhängig von der Glaubensgemeinschaft, der die Probanden angehörten.

Die Befunde sprechen für die These des polnischen Sozialanthropologen Bronislaw Malinowski, der schon 1935 schrieb, dass Menschen überall auf der Welt Ahnen und Götter als »Wächter« bewährter Traditionen verehren: »Jede Religion impliziert einen Gewinn an Tugend und eine Bestrafung der Sünden.« Dies be-

Fortsetzung auf S. 40 ▶

FRAUENPOWER
Nicht nur im pädagogischen und sozialen Bereich engagieren sich mehr Frauen als Männer ehrenamtlich, auch im Glauben sind sie aktiver.



»Yes, we believe!«

Vier Gründe, warum Amerikaner anders glauben

VON ANJA-MARIA BASSIMIR UND MICHAEL BLUME

Religiöses Verhalten wurzelt nicht in der Biologie allein – es wird stark geprägt vom kulturellen und gesellschaftlichen Umfeld. Dies spiegelt sich sogar in der Deutung vermeintlich »harter« wissenschaftlicher Fakten: In den USA berichten Forscher häufig, dass Menschen mit Schläfenlappenepilepsie besonders religiös seien. »In Deutschland stellt man dies seltener fest«, konstatierte vor einigen Jahren der inzwischen verstorbene Bonner Neurowissenschaftler Detlef B. Linke. Vermutlich sei es auf die allgemein größere Religiosität der Amerikaner zurückzuführen, dass Äußerungen von Patienten eher in spirituteller Richtung interpretiert würden.

Der Vergleich zwischen den USA und Europa zeigt: Tatsächlich unterscheiden sich Art und Intensität der Religionsausübung dies- und jenseits des Atlantiks deutlich. Das hat im Wesentlichen vier Ursachen.



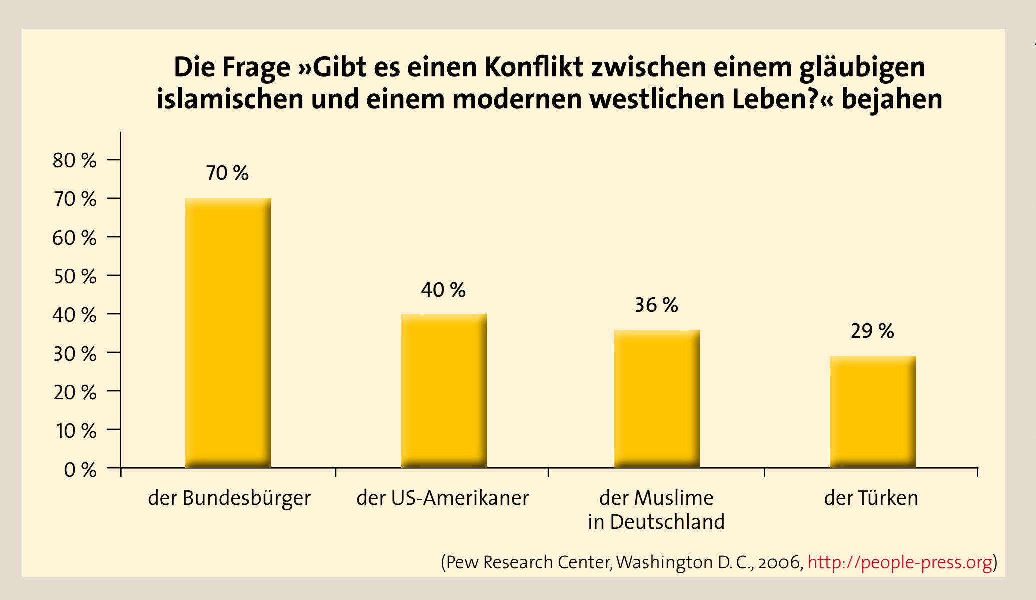
1. Geschichte

Die Gründerväter der USA waren zu einem großen Teil religiös motivierte Emigranten, die vor der Verfolgung und Gängelung durch Staat und Kirche in Europa flohen. Religionsfreiheit war somit von Beginn an ein zentraler Bestandteil des amerikanischen Selbstverständnisses. Von Politikern verlangt die Öffentlichkeit in den USA einerseits ein religiöses Bekenntnis, andererseits aber auch Respekt vor Andersgläubigen. In einer Umfrage des unabhängigen Pew Research Center von 2007 äußerten 40 Prozent der US-Bürger Bedenken gegenüber einem mormonischen Präsidentschaftskandidaten, 46 Prozent gegenüber einem muslimischen oder homosexuellen Bewerber – aber 63 Prozent hatten Vorbehalte, sollte der Betreffende gar nicht an Gott glauben!

Immigranten finden in den USA auch religiös leichter eine neue Heimat. So beobachtete der Soziologe Ping Ren von der University of California in Irvine häufige Bekehrungen von gebildeten Festlandchinesen, die in einer nicht religiösen Umgebung aufgewachsen waren und sich in den USA oft zu (besonders strengen) christlichen Gemeinschaften zusammenschlossen.

Auch die Regeln und Gebräuche des Islam sind in den USA verbreitet; Kopftuch- oder Minarettverbote wären dort undenkbar. Stattdessen lädt der Präsident während des Ramadan zum »Iftar-Dinner« ins Weiße Haus, Botschaften zeigen Ausstellungen über die neuesten Moscheebauten in den USA, und muslimische Abgeordnete wie Keith Ellison, der als junger Mann vom Katholizismus konvertierte und dennoch einen überwiegend katholischen Wahlkreis gewann, leisten ihren Amtseid wie selbstverständlich auf den Koran.

Laut einer Befragung von 2006 sehen rund 40 Prozent der US-Amerikaner einen Widerspruch zwischen dem Leben als gläubiger Muslim und der modernen westlichen Gesellschaft; in Deutschland sind sogar etwa 70 Prozent der Bürger dieser Auffassung. Während Religiosität hier zu Lande eher als Integrationshemmnis gilt, sehen Amerikaner darin im Gegenteil oft eher eine Hilfe.



ANSICHTSSACHE
Laut einer Umfrage von 2006 sehen sieben von zehn Deutschen einen Widerspruch zwischen dem Leben gemäß den Geboten des Islam und der modernen westlichen Gesellschaft. Das glauben hingegen nur 36 Prozent der deutschen Muslime. Auch in den USA und in der Türkei sieht nur eine Minderheit der Bürger darin einen Gegensatz.

2. Wettbewerb

Die amerikanische Verfassung sieht eine strikte Trennung von Kirche und Staat vor. Staatliche Privilegien und Kirchensteuern wie in einigen europäischen Staaten gibt es in den USA nicht. Das bedeutet umgekehrt: Wer die eigenen Mitglieder nicht mehr ansprechen und zu Spenden motivieren kann, hat ein Problem.

Gleichzeitig fordern immer neue Sinnstifter die etablierten Gemeinschaften heraus. »Ist einem die eigene Kirche zu liberal, zu konservativ, zu fantasielos, so kann man umsteigen, statt auszusteigen«, beschreibt der Soziologe Michael Zöllner von der Universität München die Situation in den USA. Die Statistik gibt ihm Recht: Laut einer Erhebung von 2007 gehörten 53 Prozent der erwachsenen Amerikaner nicht mehr der Religionsgemeinschaft an, in der sie einst aufwuchsen. Große, erstarrt wirkende Gemeinden verlieren Mitglieder an freikirchliche Neugründungen, aber es florieren auch buddhistische Zentren und ethnisch gemischte muslimische Gemeinden. Die jeweilige Religionszugehörigkeit ergibt sich in den USA weniger aus der Familientradition als aus persönlicher Erfahrung und Willensentscheidung.

3. Sozialstaat

Während europäische Staaten umfassende soziale Sicherungssysteme aufgebaut haben, übernehmen deren Aufgaben in den USA in weit größerem Maß private und religiöse Initiativen, Stiftungen und Hilfsorganisationen. Ob Familiendienste, Bildungs- und Jugendarbeit, Universitätsstipendien, Nachbarschaftshilfe oder die Versorgung von Armen und Kranken – Amerikaner verlassen sich weniger auf »Vater Staat« als auf karitative Einrichtungen. Das dürfte einer der Gründe dafür sein, dass sich von den sieben Prozent der US-Bürger, die nach eigener Angabe in einer konfessionslosen Familie aufwuchsen, die Hälfte später einer Religionsgemeinschaft angeschlossen hat.

4. Demografie

Dennoch ist auch in den USA eine Säkularisierung zu beobachten: Rund 13 Prozent der heute lebenden Erwachsenen sind aus den Religionsgemeinschaften ihrer Eltern ausgetreten, ohne sich einer neuen anzuschließen. Trotzdem bleibt der Anteil der konfessionslosen Amerikaner an der Gesamtbevölkerung relativ konstant. Charles H. Westoff und Tomas Frejka von der Princeton University kennen den Grund: Laut Statistik haben religiös eingestellte Menschen auch in den USA im Schnitt mehr Nachwuchs. Milieus, in denen nach einer von den Forschern durchgeführten Befragung Religion »sehr wichtig« ist, verzeichnen demnach etwa 2,2 Geburten pro Frau – ein ähnlicher Wert wie bei religiösen Europäern. Allerdings kommen Europäer, denen Religion »nicht wichtig« ist, immerhin noch auf durchschnittlich 1,81 Geburten, nicht religiöse Amerikaner aber nur auf 1,41. Das Fehlen staatlicher Familienförderung sowie bessere Chancen von Gläubigen auf dem Heiratsmarkt tragen dazu bei, dass die Religiosität in den USA immer wieder nachwächst.

__Anja-Maria Bassimir__ ist Religionswissenschaftlerin an der Universität Tübingen, __Michael Blume__ ist Religionswissenschaftler an der Universität Heidelberg.

QUELLEN
Pew Forum on Religion and Public Life: U.S. Religious Landscape Survey 2008, http://religions.pewforum.org.
Frejka, T., Westoff C.H.: Religion, Religiousness and Fertility in the U.S. and in Europe. Max-Planck-Institut für Demografische Forschung, Working Paper 13, Mai 2006.

LITERTURTIPP
Linke, D.B.: Religion als Risiko. Rowohlt, Reinbek 2003.

zeichnen Religionswissenschaftler als »Tun-Ergehen-Zusammenhang«.

Vermutlich trat religiöses Verhalten bei *Homo sapiens* und Neandertaler im Zuge des Anwachsens des Stirnhirns – des präfrontalen Kortex – auf. Diese Hirnregion im Frontallappen steht mit biografischen Erinnerungen, Vorausplanung, Abwägung und Impulskontrolle in Zusammenhang. Die Fähigkeit, sein eigenes Leben zu reflektieren, wirft offenbar die Frage nach dessen Sinnhaftigkeit auf. Deshalb werden in allen bekannten Religionsgemeinschaften auch Krankheiten und Unglücksfälle auf gestörte Beziehungen zu übernatürlichen Akteuren zurückgeführt. Ansonsten zufällige »Schicksalsschläge« können auf diese Weise sinnvoll gedeutet werden. Zugleich ergibt sich die Hoffnung, seine Lage durch Rituale, Tänze, Beschwörungen oder Gebete zu verändern. Und jene Menschen, die sich durch solches Verhalten gegenseitig ihren Glauben an »übernatürliche Beobachter« signalisieren, erfahren mehr Vertrauen und Kooperation untereinander.

Stabilere Ehen, mehr Kinder

Für den evolutionsbiologischen Erfolg eines Merkmals wie in unserem Fall die Religiosität ist letztlich entscheidend, wie oft sich die damit zusammenhängenden Gene über Generationen hinweg fortpflanzen. Die Frage lautet also: Schenken religiös aktive Menschen durchschnittlich mehr Kindern das Leben und geben damit auch ihr Erbgut erfolgreicher weiter? In den letzten Jahren kamen dutzende religionsdemografische Studien etwa des Bielefelder Demografen Herwig Birg und der Berliner Soziologin Nicole Brose, der amerikanischen Politikwissenschaftler Pippa Norris und Ronald Inglehart, des Kölner Ökonomen Dominik Enste, des Schweizer Religionssoziologen Claude Bovay sowie auch von mir zu eindeutigen Befunden: Weltweit – vielleicht mit Ausnahme säkularer Diktaturen wie Nordkorea oder China, die bislang keine entsprechenden Forschungen zuließen – heiraten religiöse Menschen früher, bleiben mit höherer Wahrscheinlichkeit zusammen und haben deutlich mehr Nachwuchs als ihre säkularen Nachbarn der gleichen Region sowie auch der gleichen Einkommens- und Bildungsschichten (siehe auch Grafik S. 34). Für manche Glaubensgemeinschaften wie orthodoxe Juden oder christliche Amische, Hutterer oder Mormonen ist der ausgeprägte Kinderreichtum sogar allein mit religiösen Faktoren zu erklären.

Diesen Effekt erzielen die Glaubensgemeinschaften zum einen durch religiöse Gebote, die zu Ehe und Familie auffordern. So lauten nach der Bibel Gottes erste Worte an den eben erschaffenen Menschen: »Seid fruchtbar und mehret euch!« (Genesis 1,28). Aber damit allein ist es nicht getan: Erfolgreiche Gemeinschaften unterstützen Familien zum anderen auch durch Sozial- und Familiendienste insbesondere im Bereich der Bildung und Betreuung. Gemeinschaften wie die Zeugen Jehovas oder die Neuapostolische Kirche, die nicht auf die sich wandelnden Lebensumstände der Familien reagieren und beispielsweise keine Kindergärten oder Schulen betreiben, wiesen in den letzten Jahrzehnten in Europa massiv sinkende Geburtenraten auf.

Auf den ersten Blick scheinen sich religiöse Gemeinschaften wie etwa die katholische Kirche aber auch selbst zu schwächen. So schließt das Zölibat schließlich die Fortpflanzung der wichtigsten religiösen Würdenträger von vornherein aus! Doch so paradox es klingt – die freiwillige Ehe- und Kinderlosigkeit wichtiger Glaubensvertreter stärkt unterm Strich den Erhalt der Gemeinschaft als ganzer. Dahinter verbirgt sich ein verbreiteter evolutionsbiologischer Zusammenhang: Um den Reproduktionserfolg ihrer Gruppe effektiver fördern zu können, verzichten einige Individuen auf Nachwuchs. Priester, Mönche und Nonnen sind demnach »Helfer am Nest«, wie es sie auch im Tierreich gibt – etwa bei Ameisen und Bienen.

Der zölibatäre Lebensstil der Geistlichen erhöht ihre Autorität innerhalb der Glaubensgemeinschaft: Da sie nicht Teil der Familienverbände sind, können sie wie Schiedsrichter Familienwerte und -moral stärken, etwa in Predigten und durch gemeinschaftsstiftende Rituale in der Gemeinde (Eheschließungen, Taufen, Bestattungen). Ihre Außenseiterrolle prädestiniert sie auch für andere wichtige Aufgaben wie Seelsorge, Schlichtung, Armenfürsorge sowie vor allem Bildung und Betreuung zum Wohl der anderen Mitglieder.

Ein Forscherteam um den Religionsökonomen Eli Berman von der University of California in San Diego stellte 2007 die Hypothese auf, dass der Rückgang der Geburtenrate in vielen traditionell katholischen Ländern wie Italien, Spanien oder Polen mit der sinkenden Zahl von Zölibatären und von katholischen Einrichtungen wie Kindergärten, Schulen und Hospitälern zusammenhänge. In einer Modellrechnung ermittelte das Demografenteam sogar einen Schlüssel von 295 »Kindern pro Nonne«. Zwi-

Vom Ahnenkult zum Allmächtigen

Die Anthropologen Frank Marlowe und Colette Berbesque von der Florida State University in Tallahassee untersuchten 2008, ob der Glaube an Geister, Götter oder *einen* Gott mit der Bevölkerungsdichte korreliert. Tatsächlich überwiegt in Kulturen kleinerer, miteinander verwandter Gruppen auch heute noch der Bezug auf gemeinsame Ahnen und wenige, durchaus fehlbare Gottheiten. Mit steigender Population werden die Götter abstrakter, mächtiger und entwickeln sektorale Zuständigkeiten – etwa für Handel, Krieg oder Fruchtbarkeit. Im Umkreis von Stadtkulturen, in denen täglich mit Fremden kooperiert werden muss, treten schließlich hochverbindliche Gemeinschaften um allsehende, allwissende und alles richtende Hoch- und Alleingottheiten hervor.

(Marlowe, F.W. et al.: More ›Altruistic‹ Punishment in Larger Societies. In: Proceedings of the Royal Society B 275, S. 587 – 590, 2008.)

*»**Frauen** werten Religiosität als Indikator für die Fitness und Vertrauenswürdigkeit potenzieller Partner; **Männer** nutzen sie als Chance, um Eigenschaften wie Treue, Familiensinn oder Pflichtbewusstsein möglichst vorteilhaft zu präsentieren«*

Harald Euler, Evolutionspsychologe an der Universität Kassel

schen 1960 und 2000 habe jede Nonne also einen Reproduktionsunterschied von knapp 300 Kindern ausgemacht. Bislang sei es nur dem laizistischen Frankreich gelungen, den Geburtenrückgang katholischer Christen zu stoppen. Dort investiert der Staat bereits seit Langem massiv in die Kinderbetreuung.

Geschlecht und Glaube

Nicht nur Daten über Kinderreichtum oder -armut stützen die Theorie von der evolutionären Entwicklung der Religion, sondern auch zahlreiche Ergebnisse der Genderforschung. Soziologen messen seit Jahrzehnten durchschnittlich höhere Zustimmungswerte von Frauen zu traditionellen religiösen Lehren. Ob bei der katholischen Kirche oder den Zeugen Jehovas, dem orthodoxen Judentum oder dem Islam, den Amischen oder neuen Pfingstkirchen: Frauen sind nicht nur in der Überzahl, sie engagieren sich auch ehrenamtlich deutlich stärker für ihren Glauben, obgleich Männer die exponierten religiösen Rollen oft für sich reklamieren.

Der Kasseler Evolutionspsychologe Harald Euler erklärte dies 2004 mit dem Effekt der »sexuellen Selektion«: Frauen werten Religiosität als Indikator für die Fitness und Vertrauenswürdigkeit potenzieller Partner; Männer nutzen sie als Chance, um Eigenschaften wie Treue, Familiensinn oder Pflichtbewusstsein möglichst vorteilhaft zu präsentieren.

»Die Religion schmückt vor allem den Mann für die Frau, aber auch die Frau für den Mann.« Der Gedanke ist fast schon ein alter Hut – stellte doch schon Goethes Gretchen dem von der Sinnfrage gepeinigten Doktor Faust vor dem Rendezvous die entscheidende Frage: »Sag, wie hast du's mit der Religion?« Und der Teufel spottet treffend: »Herr Doktor wurden katechisiert. Die Mädels sind doch sehr interessiert, ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch. Sie denken: duckt er da, folgt er uns eben auch.«

Fest steht: Weil religiöse Paare tatsächlich früher heiraten und stabilere Beziehungen pflegen, steigt die Versorgung von Müttern und Kindern in religiösen Gemeinschaften. Dass Männer in Politik, Rettungsdiensten und auch Religion häufiger Heldenrollen anstreben, wogegen Frauen mit ihrem Engagement vor allem das soziale Umfeld ihrer Kinder und Familien stabilisieren, entspricht daher durchaus den biologischen Interessen der Geschlechter (siehe Grafik S. 37).

Doch evolutionärer Nutzen allein ist noch kein Werturteil – Betrügereien oder Aggressionen können biologisch ebenfalls erfolgreich sein, ohne dass wir sie deswegen begrüßen oder auch nur akzeptieren müssen. Und die Beobachtung religiösen Verhaltens zeigt eben auch, dass in besonders engen Gemeinschaften nicht nur Vertrauen und Kooperation zunehmen, sondern genauso die Abgrenzung gegenüber Andersgläubigen und Atheisten, die Ablehnung von Toleranz und Humor und teilweise sogar die Bereitschaft, eigene Interessen gewaltsam durchzusetzen.

Auch extremistische und kriminelle Gemeinschaften nutzen religiöse Lehren und Rituale, um den inneren Zusammenhalt gegen die Außenwelt zu stärken. Bisweilen werden die Ungleichbehandlung von Frauen und Kindern sowie Freiheitsberaubung, Gewalt, Genitalverstümmelungen und sogar Mord mit dem Hinweis auf religiöse Gebote gerechtfertigt. Und der Reproduktionserfolg religiöser Gemeinschaften kann in Regionen, die unter Überbevölkerung leiden, die Lebensbedingungen noch verschlimmern.

Statt erbitterte, letztlich fruchtlose Diskussionen darüber zu führen, ob religiöser Glaube insgesamt eher »gut« oder »schlecht« für die Menschheit ist, sollten wir besser nach den richtigen Weichenstellungen fragen, die die positiven Wirkungen von Religionen entfalten und negative Entwicklungen zu überwinden helfen. Ob sich hinter der Evolution der Religionen nur eine clevere Strategie der Natur oder am Ende doch eine höhere Wahrheit verbirgt, kann die Wissenschaft ohnehin nicht entscheiden. Spätestens hier beginnt nun einmal der Glaube.

__Michael Blume__ erforscht an der Universität Heidelberg demografische und evolutionäre Faktoren von Religiosität.



CORBIS / CODONG / PASCAL DELOCHE

IM GESPRÄCH MIT GOTT
Frauen scheinen einen besseren Draht zu Gott zu haben – weltweit haben Religionsgemeinschaften mehr weibliche Mitglieder.

QUELLEN

Bering, J. M. et al.: The Development of Afterlife Beliefs in Religiously and Secularly Schooled Children. In: British Journal of Developmental Psychology 23(4), S. 587 – 607, 2005.

Soler, M.: Commitment Costs and Cooperation. In: Bulbulia, J. et al. (Hg.): The Evolution of Religion. The Collins Foundation Press, Santa Margarita 2008, S. 181 – 187.

Weitere Quellen unter: www.gehirn-und-geist.de/artikel/982255

LITERATURTIPP

Vaas, R., Blume, M.: Gott, Gene und Gehirn. Warum Glaube nützt. Die Evolution der Religiosität. Hirzel, Stuttgart 2009.